



Dissidente Teilhabe, Verrat und die Verortung von Kritik

Selbstreflexive Bemerkungen zu einem Forschungsprojekt

Sophie Vögele und Philippe Saner

Insbesondere das Kapitel Herausforderungen einer dissidenten Teilhabe dieses Beitrages liegt hier aus meiner persönlichen Perspektive formuliert vor, stützt sich aber auf Diskussionen und Einschätzungen, die Philippe Saner und ich während unserer gemeinsamen Leitung und Durchführung des Forschungsprojektes Art.School.Differences geführt haben und weiterhin führen. Die einleitenden Überlegungen sowie das abschließende Kapitel Verortung von Kritik bei dissidenter Teilhabe sind von mir, das Kapitel Die Forschung von Art.School.Differences ist gemeinsam formuliert.

S. Vögele (✉)
Zürich, Schweiz
E-Mail: sophie.voegel@zhdk.ch

P. Saner
Universität Luzern, Luzern, Schweiz
E-Mail: philippe.saner@unilu.ch

1 Einleitend¹

Ich möchte an dieser Stelle die Gelegenheit wahrnehmen, Überlegungen zu den gesammelten Erfahrungen aus dem Forschungsprojekt *Art.School.Differences* anzubringen. Ausgangspunkt der Forschung war die empirisch breit abgestützte Feststellung, dass bestimmte soziale Gruppen systematisch von der Kunsthochschule und damit später auch vom Kunstfeld ausgeschlossen bleiben (dazu insbesondere Burke und McManus 2009; McManus 2006; Rothmüller 2010; Seefranz und Saner 2012). Diesen Umstand vertiefend zu untersuchen und gleichzeitig eine Veränderung dieser Situation mittels partizipativer Forschung gemeinsam mit solchen ausgeschlossenen oder marginalisierten Gruppen anzuregen, war die Hauptintention dieses Vorhabens. Entsprechend war die Forschungsarbeit einerseits geprägt von einer kompromisslos (selbst)kritischen Haltung dem untersuchten Feld der Kunsthochschulen gegenüber, andererseits war es uns ein großes Anliegen, die Analyseergebnisse in die an der Forschung beteiligten Hochschulen einzubringen und auf deren Grundlage weiterführende, diskriminierungskritische Diskussionen und Erkenntnisgewinne anzuregen. Schließlich ist die Institutionalisierung solcher Projekte zunächst als eine Voraussetzung anzusehen, um dieses neue, andere Wissen überhaupt zugänglich machen zu können.

Während der Projektdurchführung wurde deutlich, wie sehr das vorherrschende Machtgefüge die Strategien zur Erreichung dieser Ziele beeinflusste. Wir sahen uns bspw. durch die Performativität unserer eigenen Sozialisierung oder die institutionalisierte Kommunikationskultur genauso regiert wie durch die hierarchischen Führungsstrukturen. *Inklusion* in die Strukturen ist in diesem Sinne allerdings eine notwendige Bedingung, um *überhaupt* andere Erkenntnisse produzieren zu können (Hark 2005, S. 68).

Mit diesem Beitrag möchte ich deshalb den Herausforderungen nachgehen, eine Institution zu beforschen und dieselbe von innen heraus verändern zu wollen. Ich möchte in diesem Unterfangen auf das Konzept der *dissidenten Teilhabe*, wie Sabine Hark es darlegt (2005) zurückgreifen und so den Forschungsverlauf selbstreflexiv diskutieren. *Dissidente Teilhabe* beschreibt

¹Gerne möchte ich meinen großen Dank an die Herausgeber_innen des Bandes, insbesondere an Susanne Bücken, aussprechen: Die wertvollen Rückmeldungen und insbesondere das entgegengebrachte Verständnis bezüglich unterschiedlicher Hürden inhaltlicher und kontextueller Art in der Fertigstellung dieses Beitrages waren grundlegend für den selbstreflexiven Schreibprozess.

eine gleichzeitige Partizipation und Positionierung innerhalb institutioneller Strukturen – ohne dieselben überwinden oder niederreißen zu können – *und* eine institutionelle Prekarität. Um Möglichkeiten kritischer Wissenspraxis fassen zu können, betont Hark, sind wir gezwungen, in und mit den Strukturen zu arbeiten:

„Denn ein Feld zu verändern bedeutet vor allem, die Regeln des Spiels zu verändern. Die Transformation der Regeln setzt allerdings nicht nur eine gewisse Virtuosität im Umgang mit den Regeln voraus, sie verlangt zunächst – und genau hierin besteht die prekäre Herausforderung für das sich kritisch verstehende Projekt – deren Akzeptanz –, und sei es aus pragmatischen Gründen“ (Hark 2005, S. 70).

Durch den Eintritt in die Strukturen und aufgrund einer kompromisslos kritischen Haltung und des Willens zur Veränderung zeigt Hark also auf, dass wir diese paradoxerweise bereits anerkannt haben, wir sie also als wichtig genug bewerten, uns einzumischen:

„Dissidenz und Partizipation sind, mit anderen Worten, unauflöslich verknüpft: Teilhabe, ja Akzeptanz der herrschenden Spielregeln ist die paradoxe Voraussetzung für Veränderung [...] dass wir nämlich gerade den Mächten widersprechen (wollen), von denen unser Sein abhängig ist“ (Hark 2005, S. 73).

In Michel Foucaults Analyse wird deutlich, dass die diskursive Praxis *immer* eine „Produktion [ist, die] zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird“ (Foucault 1991, S. 10). Damit Realität und Praxis als solche funktionieren können, müssen sie Macht ausüben und mit dem System spezifischer Regeln und Zwängen konform gehen. Wirkmächtige Kritik müsste also selbst von Macht durchflossen sein – dann würde ihr blinder Fleck aber nicht nur ein *Versehen* bilden, sondern selbst einer Strategie zugehören, die eine Teilhabe am dominanten Diskurs bedeutet (Thompson 2004, S. 39). Auch Luc Boltanski geht davon aus, dass die etablierte Ordnung und deren Kritik einander bedingen (Boltanski 2009, insbesondere S. 152): Die Institution bedeutet Ordnung und Hierarchie und stellt Realität her. Kritik versucht zu zeigen, dass die Realität konstruiert, kontingent und damit veränderbar ist ohne die Realität grundlegend verschieben zu können. Kritik ist somit in das Gegebene eingepasst und erlaubt gerade dessen Fortführung. Sie besitzt „die Funktion, das Gegebene zu optimieren, und bildet damit ihre eigene ‚Trivialisierung‘“ (Thompson 2004, S. 40).

Auch wenn eine kritische Position nur immanent möglich ist, hoffe ich dennoch mit diesem Beitrag der Frage nach den Möglichkeiten der Überschreitungen durch Kritik am Beispiel unseres Forschungsprojektes auf den Grund gehen zu können. Es geht mir darum abzuwägen, ob die Kompromisse, die eine dissidente Teilhabe verlangen, unweigerlich Verrat an diskriminierungskritischer Forschung bedeutet und inwiefern Kritik an institutionellen Strukturen eine Selbsterwerfung gegenüber denselben birgt.

Im Zuge der Texterstellung hat sich aber noch eine weitere Überlegung eingestellt: Der Austausch von Informationen und Vernetzung ist Grundpfeiler für die diskriminierungskritische Arbeit, wird diese doch kontinuierlich durch geldgebende Instanzen prekariert, während Entscheidungsträger_innen diskreditiert werden. Eine wichtige Motivation für das Verfassen dieses Beitrages war es deshalb, Erfahrungen zu teilen um einen gemeinsamen Erkenntnisgewinn zu ermöglichen. Allerdings sollte dieses Netzwerk zum Austausch von Strategien vor der Vereinnahmung eben dieser prekarisierenden und diskreditierenden Akteur_innen geschützt werden. Die hier dargelegten Überlegungen fokussieren deshalb insbesondere Prozesse und Spannungsfelder sowie die Schwierigkeit, sich als Forschende und Hochschulangehörige dazu zu verhalten. Auch werden Situationen umschrieben und auf die Benennung ganz konkreter Erfahrungen mit angewandten Strategien verzichtet, um eine De-Kontextualisierung und Vereinnahmung der angestellten Überlegungen durch die dominanten Strukturen möglichst zu verhindern. Darüber hinaus wurde im Schreibprozess deutlich, wie sehr ich mich aktuell noch in der Situation befinde, gewisse Strategien anzuwenden und Kompromisse einzugehen da ich weiterhin innerhalb der Strukturen verankert bin und Projekte zur Veränderung der dominanten Strukturen verfolge. Dieser Beitrag beschreibt somit nicht nur die Erfahrung, ein diskriminierungskritisches Projekt über und innerhalb derselben institutionellen Strukturen durchzuführen und darin eine dissidente Teilhabe zu verorten, sondern ist selbst zugleich eine strategische Gratwanderung. Es ist ein Kompromiss einerseits gegenüber der Thematisierung dissidenter Teilhabe und andererseits der Verpflichtung gegenüber institutionellen Strukturen, die eine weitere Beschäftigung mit Erkenntnissen aus der Forschung ermöglichen und finanzieren – eine Positionierung die vielschichtiger ist als Selbsterwerfung.

2 Die Forschung von *Art.School.Differences*²

Im Rahmen des Forschungsprojektes *Art.School.Differences*³ haben wir anhand statistischer Auswertungen, qualitativer Beobachtungen, Interviews sowie Analysen von Curricula und Diskursen die komplexen Konfigurationen von Ungleichheit, Ein- und Ausschlüssen im Feld der Kunsthochschulen in der Schweiz ausgewertet und dazu einen Schlussbericht verfasst (Saner et al. 2016). Im Zentrum der Forschungsarbeit standen die Aufnahmeverfahren und Zulassungspolitiken an den drei beteiligten Hochschulen. Die Analysen der Aufnahmeverfahren wurden durch punktuelle und exemplarische Erhebungen zu den Studienbedingungen, Studieninhalten, Werbematerialien sowie der Praxis der Hochschuladministration erweitert. Die Untersuchung migrationsgesellschaftlicher und geschlechtsspezifischer Diskriminierungsverhältnisse war dabei leitend.

Über die Beschreibung von Diskriminierungsstrukturen zu deren besseren Verständnis hinaus war das Ziel des Projektes auch, diese offenzulegen, zu thematisieren und – ansatzweise – zu verändern. Deshalb sind neben dem Schlussbericht zwei weitere Ergebnisse zentral: Die Identifizierung von Handlungsfeldern für die Hochschulleitungen (diese wurden in einem letzten Kapitel dem Schlussbericht beigelegt) und die Erarbeitung der Reader *Art.School.Differences*, einer didaktisch gerahmten Sammlung von Texten in fünf Bänden, die zentrale Erkenntnisse zu Inklusion und Exklusion im Feld der Kunsthochschulen thematisieren (Vögele et al. i. E.). Durch die identifizierten Handlungsfelder gelangten wir an die Hochschulleitungen mit dem Anspruch, sie für Diskriminierung und institutionelle Normalisierung derselben an ihrer eigenen Institution zu sensibilisieren und ihren Wissensstand zu erweitern. Die Reader bieten dabei eine Ressource für die Lehre aber auch für eine größere Hochschulöffentlichkeit. Außerdem war die Ko-Forschung eine wichtige Komponente des Forschungsdesigns, um einen Transfer zur Praxis zu gewährleisten. Die Zusammenarbeit der Ko-Forschenden mit dem Kernteam gestaltete sich in einem

²Dieses Kapitel enthält Teile aus dem Schlussbericht (Saner et al. 2016), die in diesem Beitrag neu zusammengefasst vorliegen.

³Initiiert vom *Institute for Art Education* der *Zürcher Hochschule der Künste* (ZHdK) wurde das Projekt zwischen 2014 und 2016 durchgeführt. Für mehr Informationen zu den beteiligten Hochschulen, den Beiräten, der Ko-Forschung, dem Schlussbericht und den Stellungnahmen der Hochschulen dazu, sowie laufenden weiteren Aktivitäten vgl. online auf dem *Art.School.Differences* Blog unter: bit.ly/a_s_d [Zugegriffen 03. Februar 2018].

engen Austausch und partizipativ, und war auch für die Erarbeitung der Reader *Art.School.Differences* und der Handlungsfelder ausschlaggebend. Schließlich sah das Forschungsdesign vor, dass bereits während des Forschungsprojektes Resultate präsentiert werden, um unsere Fragen, Überlegungen, Erkenntnisse, und Wissen zu Diskriminierung in Kunsthochschulen in Gesprächen, bei Vorträgen und Schulungen von Anfang an zu teilen und eine möglichst breite Öffentlichkeit für die Thematik zu sensibilisieren.

Das hier skizzierte Forschungsdesign war eine erste Strategie, die Forschung von *Art.School.Differences* möglichst breit bekannt zu machen und zu verankern. In den nächsten beiden Teilkapiteln gehe ich kurz auf die zentralen Forschungserkenntnisse ein um anschließend weitere Strategien um dissidente Teilhabe und deren Effekte schlüssiger darlegen zu können.

Camouflage on Diskriminierung durch Normalisierung

Die Auswertung verfügbarer statistischer Daten zur sozialen Herkunft der Studierenden weist darauf hin, dass der Anspruch an Gleichheit im Sinne einer Hoffnung auf sozialen Ausgleich (Kastner 2015, S. 51) in den Kunsthochschulen keine Bedeutung einnimmt: Die Reproduktion sozialstruktureller Differenzen in den letzten Jahren nimmt *immer stärker* den Charakter einer „Auswahl der Auserwählten“ (Bourdieu und Passeron 1971) an. Wie unsere Analyse der verschiedenen Einflussaktoren auf die Zulassung von Kandidat_innen zeigt, haben die Politiken und Praktiken der Kunsthochschulen durchaus Auswirkungen auf die soziale Zusammensetzung der Studierenden (Saner et al. 2016). Auf der Ebene der Hochschulen resultieren daraus institutionell verankerte Normativitäten, die über die Auswahlverfahren hinauswirken und potenziell diskriminierende Effekte bergen: Neben einer *Herkunft aus den privilegierten sozialen Klassen*, einer *adäquaten Vorbildung* und der *Fähigkeit sich in der Mehrheitsgesellschaft reibungslos zu bewegen*, werden in erster Linie *weiße, junge, nichtbehinderte, gesunde und psychisch unbelastete Körper* bevorzugt (Saner et al. 2016, Abschn. 5.5).

Wie unsere qualitativen Analysen deutlich aufzeigen, sind es die Offenheit und Unbestimmtheit in den Erwartungen und Anforderungen der Aufnahmeverfahren sowie der Zwang zur Auswahl, weil die Plätze beschränkt sind, die letztlich zu einer Bestätigung der bestehenden Norm führen (Saner et al. 2016, Abschn. 5.2. und 5.3). Dies erstaunt eigentlich, weist doch Offenheit in den Aufnahmekriterien aufseiten der Hochschule eine Chance auf Öffnung institutioneller Strukturen und Spielräume für unkonventionelle Haltungen und Handlungsweisen auf. Aufseiten der Kandidat_innen erfordern allerdings die in den jeweiligen Studiengängen angeführten Kriterien und die darin implizite *Unschärfe* eine Decodierung der Anforderungen. Dies begünstigt Kandidat_innen mit entsprechendem Vorwissen,

sozialen Kontakten zu Lehrenden, Studierenden und Absolvent_innen und feldspezifischem Habitus, die als passend zu den Anforderungen und Normierungen des jeweiligen Feldes gelesen werden. Weiter führt der Zwang einer strengen Auswahl dazu, dass sich Jurymitglieder letztlich für das Bekannte im Gegenzug zum Unbekannten entscheiden und favorisieren, was ihnen schon vertraut ist. So wird eine hochschulspezifische Norm reproduziert. In den anfangs offenen Aufnahmekriterien setzen sich letztlich normative Vorstellungen darüber durch, wer als *ideale Studierende* an der Kunsthochschule angestrebt wird: Es sind nicht nur *künstlerisch geeignete* und *motiviert*, sondern auch *sozial kompetente* Personen, die gut im jeweiligen Feld vernetzt, mit den Spielregeln vertraut und solide finanziert sind. Dabei entwickelt das Auswählen eine eigene Performativität: Die Erfahrung, zu den *Auserwählten* zu gehören, stärkt das Selbstvertrauen der erfolgreichen Kandidat_innen und führt zu zusätzlicher Motivation, mit den hohen Anforderungen des Studiums an Belastbarkeit und Leistungsbereitschaft umgehen zu können – gerade auch für jene, die keine lineare Bildungsbiografie aufweisen (Gymnasium – Propädeutikum/Vorstudium). Diejenigen, die nicht ausgewählt wurden, verteidigen die Grenzen und stellen das *Innen* und *Außen* nicht infrage. Die normative Reproduktion wird so de-thematisiert und für Akteur_innen im Feld unsichtbar. Dass viele Kandidat_innen durch verschiedene institutionelle Hürden⁴ bereits *vor* den eigentlichen Prüfungen davon abgehalten werden, sich überhaupt zu bewerben, verstärkt diese Normalisierung und verschiebt deren Infragestellung auf Nebenschauplätze und das Individuell-Private.

Zentral konnten wir also feststellen, dass an der Kunsthochschule eine sich ständig reproduzierende *institutionelle Normativität*⁵ vorherrscht, die einen Ausschluss über soziale Klasse in der intersektionalen Verbindung mit *race*/Ethnizität⁶ und körperlicher Fähigkeit bedeutet. Diese institutionalisierten

⁴Institutionelle Hürden waren insbesondere die finanziellen Anforderungen von Vorkursen und anderen notwendigen Vorbildungen, Lebenskosten und die Herausforderung, neben dem Studium für den Lebensunterhalt aufzukommen, oder fehlendes bzw. *falsches* kulturelles Kapital, weil es als nicht kompatibel mit der Kunsthochschule gelesen wird. Deutliche Ausschlusseffekte entstanden bspw. auch durch Vorläuferinstitutionen des Bildungssystems, etc.

⁵Den Begriff der *institutionellen Normativität* haben wir in Anlehnung an den von Sara Ahmed geprägten Begriff der *institutional Whiteness* gewählt (Ahmed et al. 2006).

⁶Aufgrund der Verwobenheit von *Race* und Ethnizität, ihrer sozialen und politischen Konstruktion, essentialisierenden Zuschreibungen sowie der vorherrschenden Uneinigkeit über deren Unterscheidung verwenden wir im Rahmen von *Art.School.Differences* die kombinierte Schreibweise *race*/Ethnizität.

Strukturen der Diskriminierung sind in post_kolonialen, historisch gewachsenen Machtverhältnissen verankert. Die institutionelle Normativität wird konstant bestätigt und neu hergestellt mit dem Effekt, dass Exklusion und deren klassistische, rassistische, sexistische und ableistische Dimensionen verdeckt und damit einhergehende Privilegien unerkannt bleiben. Es findet also eine Camouflage on Diskriminierung durch Normalisierung statt.

Die intersektionellen Effekte des Begehrens nach dem Anderen

Ich möchte hier noch spezifisch auf ineinandergreifende Paradoxien dieser Politiken und Praktiken der Auswahl im Feld der Kunsthochschulen eingehen, weil unsere Beobachtungen und Forschungsergebnisse für das Verständnis unserer Strategien zur Durchführung dieser Forschung zusammenhängen: Während zeitgenössische Migrationsgesellschaften immer pluraler und heterogener werden, präsentieren sich, wie oben bereits ausgeführt, die Bildungsbiografien von Studierenden an Kunsthochschulen als linear und berechenbar – und zwar in zunehmendem Maße durch den Bologna-Prozess und die Akademisierung der Kunsthochschulen in der Schweiz (Saner et al. 2016). Verstärkt durch das institutionelle Selbstverständnis von Offenheit hat dies den Effekt eines Begehrens nach dem *Anderen* (Saner et al. 2016, 258–260; auch Mecheril und Plösser 2009; Hall 2004), das heißt nach anderen Bildungs- oder kulturellen Herkünften. Kandidat_innen und Studierende, die solche Differenzmarkierungen mitbringen, werden als die positive Seite von *Diversität* anerkannt, bemüht und gefeiert, sofern sie zugleich der institutionellen Suche nach dem Non-Konformen oder Unerwarteten entsprechen. Dadurch wird Differenz zugeschrieben, die durch die Institution vereinnahmt werden kann, aber die Identität der betroffenen Studierenden verneint. Die Analysen zu kolonialen Subjektbildungen von Edward Said (2003) und Homi Bhabha (1984) sind sehr hilfreich für dieses Verständnis. Bhabha geht nicht von einem essenziellen Selbst aus, sondern versteht das Selbst als Effekt einer Darstellung (Bhabha 1984, S. 125). Der Darstellung sind Widersprüche und Ambivalenzen intrinsisch, da eine Doppel-Artikulation des Diskurses stattfindet: Einerseits wird das *Andere* begehrt und in diesem Prozess vereinnahmt durch institutionelle Strukturen. Dadurch geschieht eine Aneignung des *Anderen* zum Zweck einer komplexen Strategie der Eingliederung und Disziplinierung. Andererseits entsteht genau dadurch die Subjektposition, die für unbegehrte Differenz und letztlich Unangemessenheit steht. Sobald Kandidat_innen oder Studierende die an sie als die *Anderen* gestellten Erwartungen nicht

einlösen können, verschiebt sich der Diskurs von Heterogenität, Vielfalt und *Bereicherung* entsprechend hin zu einer Behandlung als *Problemfälle* (Castro Varela und Mecheril 2016). Für diese – so die Argumentation – seien die Hochschulen weder vorbereitet noch zuständig und sie hätten keinen Platz an den Kunsthochschulen. Es handelt sich dabei in beiden Fällen um eine Form von *Othering*: Differenzen werden genauso im Begehren wie im Zurückweisen des *Anderen* affirmiert, während zugleich die gesicherte Position des Eigenen in stabilen Machtverhältnissen des Feldes bestärkt und das Andere verneint wird (zu *Othering* exemplarisch Said 2003; Spivak 1988; Fabian 1983).

Statistisch konnten wir feststellen, dass die sogenannten *Bildungsinländer_innen* (*Second_as*)⁷ und *Bildungsausländer_innen* (internationale Studierende), die an der Kunsthochschule aufgenommen wurden, häufiger aus privilegierten sozioökonomischen Verhältnissen stammen. Sie müssen mehr kulturelles Kapital mobilisieren können als ihre mehrheitsschweizerischen Kommiliton_innen. Die Bestrebungen der Hochschulen nach Internationalisierung, einem guten Platz in renommierten Rankings und nach *Exzellenz*⁸ verstärken diese klassistische Haltung gegenüber *race/ethnisch* anders Markierten zusätzlich. Gezielt werden international renommierte Lehrpersonen rekrutiert, um sogenannte *exzellente* internationale Studierende anzuwerben. An den untersuchten Kunsthochschulen sind hinsichtlich der „Internationalisierung der Studierenden“ besonders frappante Ergebnisse zu erwähnen: Seit Mitte der 2000er Jahre ist eine eigentliche *Verdrängung* von in der Schweiz lebenden *Second_as* aus den Institutionen der höheren Kunst- und Designausbildung zu beobachten. Gleichzeitig ist die Zahl der internationalen Studierenden gestiegen, wobei auch *international* nur ganz spezifische Nationalitäten und Sprachen einschließt. Offensichtlich zeitigen die institutionellen Veränderungen einseitig negative, das heißt schließende Effekte für eine bestimmte soziale Gruppe, nämlich in der Schweiz aufgewachsene und wohnhafte Personen ohne Schweizer Staatsangehörigkeit, denen Migrationserfahrung zugeschrieben wird. Es wird ansatzweise deutlich, inwiefern Zulassungschancen nicht nur mit einer Herkunft aus den sogenannten Bildungsmilieus (Bourdieu und Passeron 1971), sondern auch mit *Race/Ethnizität*,

⁷Secondos und Secondas bezeichnet in der Schweiz aufgewachsene Personen, mit oder ohne schweizerische Staatsangehörigkeit, denen Migrationserfahrung in erster oder zweiter Generation zugeschrieben wird.

⁸Wer die *Besten* sind oder was als *exzellente* gilt, wird selten bis nie expliziert, aber dauernd in Anspruch genommen. In erster Linie werden durch den *Exzellenz*-Diskurs jedoch die hohen Ausbildungskosten und die signifikanten Anteile ausländischer Hochschulangehöriger legitimiert.

regionaler Herkunft und privilegierten ökonomischen Verhältnissen⁹ verknüpft sind. Dadurch wird nicht nur ein gesellschaftlich vorherrschender Rassismus in Form von verallgemeinernden Vorurteilen reproduziert, zusätzlich fällt dieser mit einem frappanten Klassismus zusammen, der für den Zugang zu Kunst eurozentrische und bildungsbürgerliche Normen setzt. Das Insistieren von Zeus Leonardo (2009), dass Rassismus ohne Analyse von Klassismus nicht verstanden werden kann, ist daher berechtigt. Intersektionalität ist also weniger eine Frage der Gleichzeitigkeit von Diskriminierungen, sondern eine von Macht- und Herrschaftsverhältnissen in deren Verschränkung (Erel et al. 2007).

3 Herausforderungen einer dissidenten Teilhabe

Schon bei der Erstellung des Forschungsdesigns gingen die Initiator_innen¹⁰ des *Institute for Art Education* der *Zürcher Hochschule der Künste* (ZHdK) davon aus, dass die Forschung von *Art.School.Differences* auf viel Widerstand stoßen würde. Tatsächlich wurde von Anfang an der Ideologievorwurf gegenüber unserer geplanten diskriminierungskritischen Forschung geltend gemacht, in der Annahme, die Forschung würde ohnehin nur eine Reproduktion unserer Erwartungen sein. Deshalb entschieden die Initiator_innen, eine fundierte und umfassende sozialwissenschaftliche Analyse des gesamten Feldes anzustreben. Die Untersuchung sollte sich mit repräsentativen Studienfächern und Vertiefungen auseinandersetzen und mittels Methodentriangulation die Validität der Forschungsergebnisse zusätzlich sichern. Zur Begleitung der Forschung und des Kernteams wurden ein *Institutional Board* (interner Beirat) und ein *International Advisory Board* (externer Beirat) zusammengestellt. Im *Institutional Board* waren je ein Mitglied der Hochschulleitung, die Verantwortlichen für Chancengleichheit und je ein_e Studierende_r vertreten. Geplant waren regelmäßige gemeinsame Treffen während der Projektdauer und ein kontinuierlicher Austausch, um den Forschungsprozess und erste Resultate schon möglichst früh in den bestehenden Strukturen zu diskutieren. Für das *International Advisory Board* war es wichtig,

⁹Obwohl internationale Studierende an Schweizer Kunsthochschulen mehrheitlich häufiger aus privilegierten Bildungsmilieus stammen, haben sie mit einer Reihe rechtlicher Einschränkungen (Visa, Aufenthaltsstatus etc.) und oft auch finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, was das Studium für diese Studierenden – neben den institutionellen Erwartungen – zu einer besonderen Herausforderung macht.

¹⁰Die Initiator_innen des Projektes waren Catrin Seefranz und Carmen Mörsch mit der Unterstützung von Philippe Saner.

national und international renommierte Vertreter_innen des Feldes gewinnen zu können, die das Projekt wissenschaftlich begleiten, die Ergebnisse validieren und somit die Legitimität erhöhen.

Um die Hochschulen vom Projekt zu überzeugen und die Finanzierung sicherzustellen, war es zwingend notwendig, die Unterstützung des *Schweizerischen Staatssekretariats für Bildung, Forschung und Innovation* (SBFI) zu erhalten und somit eine öffentliche Geldgeberin für das Projekt zu gewinnen. Dazu war einerseits die wissenschaftliche Glaubwürdigkeit und andererseits die Bereitstellung von praktikablen und implementierbaren Vorschlägen zur Verbesserung der „Chancengleichheit von Frauen und Männern“¹¹ gefordert. Eine wichtige Leistung der Initiator_innen des Projektes war es also, neben dem Vorlegen eines Forschungsdesigns, das den wissenschaftlichen Anforderungen genügt, *Chancengleichheit* über Geschlecht hinaus mit Analysekatégorien von *Race*/Ethnizität, Klasse und körperlicher Fähigkeit zu besetzen und somit deren Thematisierung, Sensibilisierung und Veränderung zu einem förderwürdigen Anliegen zu machen. Des Weiteren ging es insbesondere auch darum, die Aktionsforschung und die Zusammenarbeit mit Ko-Forschungsteams dem wissenschaftlichen Entscheidungsgremium näherzubringen und sie zu überzeugen, dass dies effektive Instrumente zur Implementierung der Resultate und zur Veränderung des Status quo sind.

Festzuhalten ist auch, dass die Wortwahl im Antrag und die ersten Beschreibungen zum Projekt auf dem Blog keine explizite Benennung von Diskriminierungsformen vornahm, sondern von einem „komplexe[n] und differenzierte[n] Bild zu Inklusion und Exklusion, [das] zweifellos signifikant Asymmetrien und Ausschlüsse herstellt und reproduziert“ sprachen.¹² Die erfolgreiche strategische Wirkung dieser Umschreibungen während der Phase zu Einreichung des Antrags zeigte sich besonders deutlich während eines Vortrages in der Halbzeit des Projektes, bei dem wir aufgrund erster Forschungsergebnisse auf Umschreibungen verzichteten: Wir benannten Rassismen, Sexismen und Ableismen, die durch Hochschulstrukturen hervorgerufen werden und machten intersektionale Verschränkungen deutlich. Die im Publikum anwesenden Hochschulangehörigen in Leitungspositionen reagierten mit vehementer Abwehr und einer Diskreditierung unserer Fragestellungen und methodischen Vorgehensweise.

¹¹Das Projekt wurde im Rahmen des Bundesprogrammes „Chancengleichheit von Frauen und Männern an den Fachhochschulen 2013–2016“ unterstützt (SBFI 2013).

¹²Online unter: <https://blog.zhdk.ch/artschooldifferences/forschungsvorhaben/> [Zugegriffen: 25. Februar 2018].

Institutionelle Widerstände

Während der Forschung waren wir immer wieder mit unterschiedlichsten Widerständen konfrontiert, denen wir strategisch begegnen mussten. Es gab Widerstände von Interviewpartner_innen, die sich der Forschung verweigerten, etwa, weil sie die Forschungsfrage als nicht legitim erachteten. Ein Widerstand betraf auch die Rekrutierung und Zusammenstellung der Ko-Forschungsgruppen. Dabei war insbesondere die versuchte Verhinderung einer Zusammenarbeit mit einem Dozierenden prägend: Obwohl wir wiederholt bestätigten, mit diesem Dozierenden zusammenarbeiten zu wollen, informierte die Hochschule den betreffenden Dozierenden ohne uns in Kenntnis zu setzen, dass eine Tätigkeit als Ko-Forscher aus anstellungsrechtlichen Gründen nicht möglich sei. Umgekehrt machte im Nachhinein die Hochschule uns gegenüber geltend, dem Dozierenden fehlten die notwendigen Voraussetzungen, als Forscher mitzuarbeiten. Erst auf Androhung einer Aufkündigung der Forschungszusammenarbeit gab die Hochschule nach und verzichtete auf die weitere Verhinderung des Dozierenden. Dieses Vorgehen machte deutlich, mit wie wenig Bereitschaft zur Selbstreflexion und Auseinandersetzung mit eigenen diskriminierenden Strukturen die Hochschule sich für eine Beteiligung am Projekt entschieden hatte. Zudem wurde dies durch einen anspruchsvollen und zehrenden Widerstand von Schlüsselfiguren aus allen Institutionen bekräftigt, auf die wir für den administrativen Ablauf der Forschung angewiesen waren: Anstellung und Auszahlung von Mitarbeitenden, Bestätigung von Budgetposten, Zustellung von Zwischenbilanzen und Jahresabschlusszahlen, Erhalt von nötigen Unterschriften etc. wurden verzögert oder vergessen. Generell konnten wir eine Form des Ignoriert-werdens feststellen, die nicht offensichtlich systematisch, aber sehr effektiv war und ebenso auf die im Forschungsdesign geplante und mit den Beteiligten abgesprochene Zusammenarbeit mit dem *Institutional Board* zutraf.

Eine weitere, von uns lange unterschätzte Form des Widerstands ergab sich durch die institutionell etablierten Kommunikationsstrukturen. *Informelle* Kommunikationskanäle, wie auf dem Gang oder beim Kaffeetrinken ausgetauschte Informationen, wurden *formellen* Kommunikationskanälen, wie Informationen per Mail, Sitzungen und Sitzungsprotokolle oder anderen Formaten, vorgezogen. Da wir strategisch als wissenschaftlich Forschende eine marginale Position innerhalb der Hochschulen einnahmen und nur *aufgrund* dieser Forschung mit der Institution verbunden waren, war es für uns erst – und nur teilweise – gegen Ende des Projektes möglich, Zugang zu diesen relevanten Kommunikationsstrukturen zu finden. Außerdem sind diese stark über Machtverhältnisse definiert und erfordern viel, beständige und taktisch geschickte Netzwerkarbeit. Das geplante – und im Forschungsdesign mehrfach verankerte – Vorhaben, über den Forschungsprozess

innerhalb der Institutionen kontinuierlich im Austausch zu bleiben, um erste Resultate schon möglichst früh in die bestehenden Strukturen zu tragen und abzustützen, haben wir zwar eingelöst, es erforderte aber sehr viele Ressourcen. Nach Abschluss des Projektes haben wir entsprechend festgestellt, dass es zur Bekanntmachung, vor allem aber zur Implementierung diskriminierungskritischer Forschung *innerhalb* institutioneller Strukturen zentral ist, mit möglichst vielen unterschiedlichen *internen* Personen, insbesondere solchen mit Entscheidungsbefugnissen, in einen Dialog zu treten, Brücken zu bauen, und sich zu verbünden. Die Schlüssigkeit und Schlagkräftigkeit der Argumente alleine genügt keinesfalls. Rückblickend ist es uns zu wenig gelungen, die notwendigen informellen Kontakte zu knüpfen, was aber strukturelle Gründe hat und auch mit der kurzen Dauer des Projektes zusammenhängt.

Mit den Strukturen arbeiten

Weil eine regelmäßige Rechtfertigung über die Vorgehensweise während der Projektdauer vom SBFI, aber auch von den beteiligten Kunsthochschulen in unterschiedlicher Weise eingefordert wurde, gewichteten wir die Betonung der Wissenschaftlichkeit unserer Arbeit in der Redaktion des Schlussberichtes besonders: etwa die ausführliche Beschreibung von Kontext und Methoden, aber auch die Schwierigkeit und bisweilen Unmöglichkeit von Prämissen wie *Objektivität* und *Exzellenz* in Forschungssettings (Saner et al. 2016, insbesondere Kap. 1–4). Die statistischen Auswertungen sind prominent platziert, um auf wiederkehrende Nachfragen nach Zahlen, die unsere Resultate belegen, zu reagieren, obwohl die Gewichtung der qualitativen Auswertung im Forschungsdesign höher war (Saner et al. 2016, insbesondere Kap. 3 und Abschn. 5.1). Die Beschreibungen sind sehr detailliert und führen an die ausführlich dargelegten Analyseresultate heran. Insgesamt war unser Schreibprozess davon geprägt, einer potenziell misstrauischen und machthabenden Leser_innenschaft zu begegnen. Über die Auseinandersetzung mit den notwendigen Strategien zur Präsentation unserer Ergebnisse, geriet die *inhaltliche* Herausforderung diskriminierungskritisch zu forschen zeitweise in den Hintergrund: So kann die Priorisierung einer Analysekategorie eine andere verdecken, was reflektiert werden müsste. Oder es ist eine Vereinfachung notwendig, um einen bestimmten Zusammenhang deutlich zu machen, die der Komplexität des diskriminierenden Prozesses nicht gerecht wird und die intersektionale Verschränkung sowie die daraus resultierenden Machtverhältnisse nur punktuell angeht. Bspw. haben wir uns zugunsten einer Priorisierung von Rassismus, Klassismus, Sexismus und Ableismus in unseren Analysen entschieden, obwohl sich Ageism ebenfalls deutlich aus unserem Datenmaterial ableitete. Diese Entscheidung bezog sich auf einen pragmatischen

Umgang mit zur Verfügung stehenden Formaten und Ressourcen¹³ sowie auf unsere Einschätzung einer möglichst effektiven und effizienten Vorgehensweise.

Trotz der Strukturen arbeiten

Aus unserer Forschungserfahrung ist abzuleiten, dass es allgemein für diskriminierungskritische Forschung eine große Herausforderung darstellt, von Anfang an Teil der Strukturen zu sein und eine dissidente Teilhabe einzufordern. Wir haben erfahren, dass die hierarchische und zugleich informelle Funktionsweise der Institution den Effekt hat, Kritik in erster Instanz entweder abzuweisen, zu ignorieren oder zu vereinnahmen und als die eigene auszuweisen.¹⁴ Die herrschenden Machtverhältnisse werden auch in den Situationen deutlich, in denen wir als Gegenüber nicht ernst genommen oder respektlos behandelt wurden. Dies zeigte sich bspw. in ganz persönlichen Erfahrungen: So habe ich erlebt, dass es in solchen Situationen besonders als Frau wichtig ist, schlagfertig zu bleiben und eigene Emotionen zu bändigen, da Frauen sonst sofort als hysterisch eingeordnet und dadurch ignoriert oder auch ins Lächerliche gezogen werden. Wie sehr diese herrschenden Machtverhältnisse wirken, wurde gerade in deren Umkehrung besonders deutlich. Während des Abschluss-symposiums von *Art.School.Differences* erlebten wir eine Stimmung, die als *gegenteilig* beschrieben werden kann: In demselben Raum, in dem ein Jahr zuvor auf explizite Benennungen der institutionellen Diskriminierungen überwiegend mit Abwehr und Diskreditierung unserer Forschung reagiert wurde, entstand eine regelrechte Aufbruchsstimmung und ein Gefühl des Verbündetseins in der Umsetzung diskriminierungskritischer Forschung. Durch mehrheitlich für die Thematik sensibilisierte Teilnehmer_innen am Symposium wurden die vorherrschenden Machtverhältnisse radikal infrage gestellt. Dieselben miss-trauischen und diskreditierenden Stimmen verstummten oder mussten sich, was gar nicht ihren Gewohnheiten entsprach, verteidigen und mehr schlecht als recht gegenüber Vorwürfen rechtfertigen. Dieser kurze Moment radikaler Kritik exponierte erfolgreich die ebenfalls im Raum präsenten, vorherrschenden

¹³Das Projekt war von Anfang an komplex und sehr ambitioniert und anspruchsvoll geplant: Die Projektetappen lagen in einem engen Zeitplan und im Laufe des Projekts wurde deutlich, dass zu wenige Ressourcen eingeplant worden waren. Zusätzlich wurde das Projekt zum Start mit einer unvorhergesehenen Situation konfrontiert. Damit verbunden war die z. T. ungesicherte Projektleitungsstelle.

¹⁴Eine Ausnahme scheint Kritik von Studierenden zu sein, insbesondere wenn sie Medien-wirksam ist.

privilegierten Positionen, da sie nun plötzlich nicht mehr einfach nur selbstverständlich gegeben und akzeptiert waren.

Vor dem Hintergrund der herrschenden Machtverhältnisse sind auch die Reaktionen der Hochschulleitungen auf den Schlussbericht in ihren Stellungnahmen zu lesen,¹⁵ die sie zur Einreichung ans SBFI verfasst haben. Der Ideologievorwurf, der von Anfang an bestand, wurde nochmals deutlich und verschärft vorgebracht. Wir haben ihn in einzelnen Formulierungen als massiven Versuch unsere Arbeit grundlegend zu diskreditieren gelesen, da er bis hin zum Vorwurf der Manipulation formuliert ist. Dabei gerieten insbesondere unsere statistischen Analysen in den Fokus: Einerseits bestand der Vorwurf, diese seien willkürlich ausgelegt und andererseits die Kritik, dass aufgrund zu kleiner Fallzahlen und Interviews, trotz qualitativer Herangehensweise keine seriösen Schlussfolgerungen gezogen werden könnten.¹⁶ Dabei bleibt offen, ob eine weniger prominent platzierte statistische Auswertung innerhalb unseres Schlussberichts diese Kritik abgeschwächt hätte. Dass aber die Lust an der Auseinandersetzung mit einem kritischen Gegenüber vor allem auch aus institutioneller Perspektive widersprüchlich bleibt, zeigen Vortragseinladungen nach Projektende von verschiedenen hochschulpolitischen Gremien. Letztlich war insbesondere die Finanzierung des Projektes, die zu einem großen Teil durch die Kunsthochschulen selbst getragen wurde, ein klares Engagement: Auch wenn viele Begegnungen von Misstrauen und der Verneinung unserer Forschungsfrage und der Resultate geprägt waren, ist diese Zurückweisung nach wie vor widersprüchlich zu lesen. Davon zeugt ebenfalls, dass nach Beendigung des Projektes innerhalb der Hochschulen von verschiedenen Stellen ein Interesse am Projekt und an Zusammenarbeit an mich herangetragen wurde.

Eine wichtige Erkenntnis aufgrund der Reaktionen auf den Schlussbericht und weiteren informellen Kommentaren während Begegnungen nach Abschluss des Projektes ist, dass es für eine strategisch vorteilhafte Positionierung unserer Forschung innerhalb der Institution wichtig gewesen wäre, insbesondere die Leistungsausweise der Hochschulleitungen in Bezug auf Verhinderung von Diskriminierung durch Innovation und Bestrebungen der Internationalisierung

¹⁵Die Stellungnahmen sind auf dem *Art.School.Differences* Blog online unter: <https://blog.zhdk.ch/artschooldifferences/en/schlussbericht/> [Zugegriffen: 03. Februar 2018].

¹⁶Eine Replik auf diese Vorwürfe hat das International Advisory Board von *Art.School.Differences* formuliert, online unter: https://blog.zhdk.ch/artschooldifferences/files/2016/10/Meta_Stellungnahme_InternationalAdvisoryBoard_neu.pdf [Zugegriffen 03. Februar 2018].

nochmals besonders hervorzuheben und ausführlicher zu würdigen. Es wäre also auch hier wichtig gewesen, wie allgemein in Feedback-Prozessen, erst zu loben, um dann Kritik zu üben. Trotzdem war ich spontan über diese Forderung erstaunt, da wir während des gesamten Forschungs- und Schreibprozesses zusätzlich zum vielfältigen Widerstand unter enormem Zeitdruck standen. Wir hatten also gefühlt so sehr damit zu kämpfen, uns in irgendeiner Art überhaupt Raum, Gehör und Anerkennung der relevanten Hochschulgremien zu verschaffen, dass wir nicht auf die Idee kamen, diesen kontrollierenden und hierarchischen Instanzen noch mehr Wertschätzung und Zuspruch zukommen zu lassen, geschweige denn eine Umkehrung der Verhältnisse zu imaginieren, um wohlwollende Kritik zu üben. Vielmehr war es uns in erster Linie ein Anliegen, die Probleme sichtbar zu machen und diese endlich konkret zu benennen. Um eine Ausgangslage für die Forschung zu schaffen, die mehr Zuspruch von Entscheidungsträger_innen und der Hochschulleitungen erfährt, wäre es zielführend gewesen, positive Wirkungen und Vorhaben strategisch so zu erwähnen, dass der Hinweis auf bestehende Diskriminierungen nicht einfach weggewischt werden kann.

Sind Effekte dissidenter Teilhabe ein Verrat?

Das Forschungsdesign von *Art.School.Differences* war von Anfang an innerhalb der und in Zusammenarbeit mit den bestehenden institutionellen Strukturen konzipiert und somit sozusagen als dissidente Teilhabe ausgewiesen: Es war eine Positionierung innerhalb institutioneller Strukturen, die deren Akzeptanz voraussetzt – allerdings mit dem erklärten Ziel, dieselben zu transformieren. Am deutlichsten zeigte sich der Effekt der Eingliederung in die bestehenden Machtverhältnisse, wenn wir aus strategischen Gründen auf gewisse Diskriminierungen nur ungenügend hingewiesen haben; oder bspw. gewissen bestehenden Gremien gegenüber sehr wohlwollend begegnet sind, da wir diese als alliierte Strukturen aufbauen wollten. Generell war im Rahmen unserer Forschung aufgrund der Positionierung als dissidente Teilnehmer_innen eine radikale Kritik der Machtstrukturen nicht möglich: Einerseits wurden wir von bestehenden Machtverhältnissen regiert, weil wir vermeiden wollten, durch unsere Forschung gar keinen Zugang mehr zu den Strukturen zu finden. Es war eine Gratwanderung zwischen expliziter Benennung und Bloßstellung von Diskriminierung, die als Anschuldigung aufgenommen wird, und einer Darlegung von allgemeinen Prozessen zur besseren Stellung und Reputation der Hochschule, die in geschäftsführende Konzepte umgewandelt wird. Andererseits waren wir selbst durch unsere *weiße* schweizerische Herkunft, Mittelklasse-Sozialisierung und – z. T. internationalem – universitären Werdegang, Teil genau jener sozialen Gruppe, die im Kunsthochschulfeld privilegiert wird. Die dissidente Teilhabe mit dem

Ziel, innerhalb der Strukturen dieselben Infrage zu stellen und sie gleichzeitig für antidiskriminatorische Zwecke einzuspannen, hatte darüber hinaus, wenn wir als Teilhabende am normativen *Wir* wahrgenommen wurden, eine subversive Komponente. Letztlich war die Position einer dissidenten Teilhabe und einer diskriminierungskritischen Forschung von innen heraus ein Spannungsfeld, dem wir ständig ausgesetzt waren. Haben wir dadurch eine Auseinandersetzung mit exkludierenden Strukturen verraten? Oder gelang es uns, dieselben Strukturen zu subvertieren trotz eigener institutioneller Prekarität? Ist Teilhabe, auch wenn sie dissident ist, immer auch schon ein Verrat, eben, weil sie an den dominanten Machtstrukturen teilhat?

Verrat bedeutet, die Fronten zu wechseln, hinter sich zu lassen, woran ursprünglich geglaubt wurde und im neuen Glauben eine neue Identität zu gewinnen (Gerigk 2012). Wird das Feld der dissidenten Teilhabe anhand der Forschung von *Art.School.Differences* reflektiert, erscheint es vielschichtiger gegliedert, als es die Zuordnung zu Verrat verlangen würde und von unterschiedlichen Spannungsfeldern regiert. Ist bspw. die Sicherung eines regelmäßigen Einkommens durch die Durchführung diskriminierungskritischer Forschung Verrat? Oder ist es nur dann Verrat, wenn lediglich aufgrund des Angebots eines Einkommens in diesem Feld geforscht wird? Wann ist es vielmehr Subversion? Oder gar ein Pragmatismus zur effektiven und effizienten Durchführung diskriminierungskritischer Forschung? Nikita Dhawan und Maria do Mar Castro Varela weisen darauf hin, dass nicht-normative Forschende, auch wenn sie als ein marginalisiertes Subjekt konstituiert sind, dennoch einen gesellschaftlich relativ privilegierten Platz einnehmen und dadurch erst *Zugang* zu privilegierten Machtstrukturen haben (Castro Varela und Dhawan 2012). Rey Chow ruft Oppositionelle im Hochschulbereich gar auf, sich nicht allein mit ihrer Viktimisierung in der Gesellschaft auseinanderzusetzen, sondern mit „der Macht, dem Wohlstand und den Privilegien, die ironischerweise aus ihrem ‚oppositionellen Standpunkt‘ erwachsen“ (zitiert nach Hark 2005, S. 66). Dissidente Teilhabe beinhaltet also, die Spannungsfelder, Kompromissmöglichkeiten und eigenen Privilegien allesamt auszuloten und zum Zweck diskriminierungskritischer Forschung einzusetzen. Wenn dadurch eine Veränderung der herrschenden Strukturen und Machtverhältnisse erreicht werden kann, kann dissidente Teilhabe kein Verrat sein.¹⁷

¹⁷Allerdings möchte ich mit Blick auf die abschließende Diskussion zur *Verortung von Kritik* in diesem Beitrag anmerken, dass durch Kritik hervorgerufene Veränderung auch ihrerseits ausschließend und normierend sein kann.

In unserer Forschung haben wir nach einer Demokratisierung der untersuchten Strukturen gerungen und eine gleichberechtigte Kommunikation sowie Teilhabe in diesen Strukturen gefordert. Durch eine dissidente Teilhabe auch effektive Kritik an diskriminierenden Strukturen derselben Institution artikulieren zu können, ist unserer Erfahrung nach durchaus möglich. Ob dadurch die dissidente Teilhabe in *Art.School.Differences* die prekäre Voraussetzung für Veränderung der institutionellen Strukturen bedeutet, wird sich in den nächsten Jahren erst zeigen.

4 Verortung von Kritik bei dissidenter Teilhabe

Boltanski betont die starke semantische Funktion von Institutionen: Sie bilden Referenzprinzipien und erklären somit die Wertigkeit von dem was ist (Boltanski 2009, S. 122). Wie wir in unserer Forschung zu *Art.School.Differences* festgestellt haben, stellen auch institutionelle Strukturen im Hochschulbereich eine Norm, Einheit und Kontinuität her. Dabei geht es nicht darum, einen Wert zu bestätigen, stattdessen tragen die Strukturen weitgehend dazu bei, ihn zu erschaffen und haben somit über die Reproduktion hinaus die Funktion der Selbstvergewisserung (Bogusz 2010, S. 139 f.). Diese, normierenden Strukturen inhärenten Widersprüchlichkeiten, werden in diesem Prozess, ebenso wie die aktive eigene Herstellung derselben, verdeckt. Um eine Darstellung eben dieser selbstverständlichen *Natürlichkeit* institutioneller Strukturen erkennbar zu machen und inhärente Widersprüchlichkeiten auszublenden, muss immer etwas *vergessen* werden (Hark 2005, S. 392). In diesem Sinne fordert Hark dazu auf, „hinsichtlich der Frage nach Möglichkeiten von Anders-Denken genau die Bedingtheit dessen, was als intelligibel gilt, zu rekonstruieren, um die Frage beantworten zu können, was aktiv vergessen wurde“ (Hark 2005, S. 392). Genau dieses muss Kritik bei dissidenter Teilhabe leisten. Es geht also darum, „Kontingenz zu denken: vom Standpunkt des Möglichen das historisch Gewordene [zu] betrachten“ (Hark 2005, S. 395), die systematische Verbergung und deren Effekte offenzulegen und Wege eines anderen Umgangs damit vorzuschlagen. Dennoch weist uns Hark darauf hin, dass wir niemals *vollständig* eine solche Kritik einlösen können. Sie argumentiert, dass die aus der Kritik resultierenden neuen Formationen unweigerlich in die institutionellen Strukturen Eingang finden werden – und sollen. Dabei laufen sie aber Gefahr, ihrerseits zu sich selbst reproduzierenden Referenzprinzipien und Wertigkeiten zu werden, die erneut Ausschluss und Diskriminierung bedeuten können (Hark 2005, S. 206). Deshalb stellt Hark

abschließend fest, dass: „[...] Affirmation und Dissidenz, Partizipation und Transformation, Subversion und Normalisierung, Kritik und Regulierung oftmals nur schwer zu unterscheiden sind“ (Hark 2005, S. 250). In der Tat ist Kritik immer unweigerlich an die kritisierte Institution und deren hegemoniale Strukturen gebunden, aber blendet, wie Boltanski hervorhebt, diese Rechtfertigung über die Institution aus, ohne die sie wirkungs- und ziellos wäre (Boltanski 2009, S. 156).

Gegen die geltenden Strukturen und Machtverhältnisse angehen zu wollen, doch zugleich innerhalb dieser agieren zu müssen um erfolgreich zu sein, ist ein Paradox. Es verlangt nach einer ständigen Abwägung und einem Schwanken zwischen subversiven diskriminierungskritischen Ansprüchen einerseits und der Realität einer institutionellen Normativität andererseits. Hark empfiehlt in einem solchen Widerstreit zwischen Aktivismus und (wissenschaftlicher) Dienstleistung „sich gewissermaßen drinnen *und* draußen zugleich, nämlich auf der Schwelle zu platzieren“ (2005, S. 245). Dabei geht es nicht um eine Selbstunterwerfung im Sinne einer Selbstaufhebung, die nur über und durch andere aufrechterhalten werden kann. Der Zweck der Selbstunterwerfung ist, einschränkende und regulierende Strukturen nicht infrage zu stellen und sich ihnen zu beugen ohne Widerstand zu leisten (Pfreundschuh o. J.). Stattdessen bedeutet Kritik, die ihre Verortung *gleichzeitig* Innen und Außen hat, vielmehr, dem komplizierten Verhältnis zwischen Kritik, dissidenter Teilhabe und Institution Rechnung zu tragen, und die enge Verflechtung zwischen Kritik und den sie bedingenden machtdominierten Strukturen zumindest teilweise auffangen zu können. Außerdem zeigt unsere Erfahrung, dass eine Verortung Innen und Außen auch pragmatisch ist: Eine Teilhabe in Form einer guten Verankerung, Vernetzung und Zugang zu Informationen und Kommunikationsstrukturen *in* der Institution ist grundlegend um in Prozesse eingreifen zu können. Aber eine Verortung, Vernetzung und Anerkennung *Außen* ebenfalls, um die Notwendigkeit zur Vermeidung von diskriminierenden Prozessen und zur Veränderung genügend Nachdruck zu verleihen. Damit kann darüber hinaus langfristig auch der Herausforderung der Re-etablierung von potenziell diskriminierenden Strukturen über Kritik begegnet werden.

Eine Verortung Innen und Außen zugleich erlaubt es, der Kontingenz von Prozessen und Strukturen gerechter zu werden, eine Refl xion über die Immanenz der eigenen Position zu führen und sich der Bedingtheit des Wissens, das diese Position der dissidenten Teilhabe produziert, kontinuierlich bewusst zu bleiben.

Literatur

- Ahmed, S., Hunter, S., Kilic, S., Swan, E., & Turner, L. (2006). Integrating diversity: Race, gender and leadership in the learning and skills sector, Final Report. *Lancaster: Centre for Excellence in Leadership*.
- Bhabha, H. (1984). Of mimicry and man: The ambivalence of colonial discourse. *October*, 28(Spring), 125–133.
- Bogusz, T. (2010). *Zur Aktualität von Luc Boltanski*. Wiesbaden: Springer VS.
- Boltanski, L. (2009). *De La Critique. Précis de Sociologie de L'émancipation*. Paris: Gallimard.
- Bourdieu, P., & Passeron, J.-C. (1971). *Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs*. Stuttgart: Klett.
- Burke, P. J., & McManus, J. (2009). *Art for A Few: exclusion and misrecognition in art and design higher education admissions*. London: National Arts Learning Network.
- Castro Varela, M. M., & Dhawan, N. (2012). Postkolonialer Feminismus und die Kunst der Selbstkritik. In H. Steyerl & E. G. Rodriguez (Hrsg.), *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik* (S. 270–290). Münster: Unrast.
- Castro Varela, M. M., & Mecheril, P. (Hrsg.). (2016). *Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart*. Bielefeld: Transcript.
- Erel, U., Haritaworn, J., Rodriguez, E. G., & Klesse, C. (2007). Intersektionalität oder Simultaneität?! – Zur Verschränkung und Gleichzeitigkeit mehrfacher Machtverhältnisse – Eine Einführung. In J. Hartmann, C. Klesse, P. Wagenknecht, B. Fritzsche, & K. Hackmann (Hrsg.), *Heteronormativität* (S. 239–250). Wiesbaden: Springer VS.
- Fabian, J. (1983). *Time and the other: How anthropology makes its object* (S. 1–35). New York: Columbia University Press.
- Foucault, M. (1991). *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Gerigk, H.-J. (2012). Unterwegs zu einer Theorie des Verrats: Eric Hoffer und Margret Boveri. In D. von Engelhardt (Hrsg.), *Verrat. Geschichte, Medizin, Philosophie, Kunst, Literatur* (S. 17–39). Heidelberg: Mattes.
- Hall, S. (2004). Das Spektakel des ‚Anderen‘. In: Koivisto, J. & A. Merckens (Hrsg.), *Ideologie, Identität, Repräsentation*. Ausgewählte Schriften 4. (S. 108–166). Hamburg: Argument.
- Hark, S. (2005). *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kastner, J. (2015). Über strukturelle Grenzen (hinweg). Was Kunstproduktion und soziale Bewegungen trennt und verbindet. In A. Fleischmann & D. Guth (Hrsg.), *Kunst. Theorie. Aktivismus. Emanzipatorische Perspektiven auf Ungleichheit und Diskriminierung* (S. 23–58). Bielefeld: Transcript.
- Leonardo, Z. (2009). *Race, whiteness, and education*. New York: Routledge.
- McManus, J. (2006). Every word starts with ‚dis‘: the impact of class on choice, application and admissions to prestigious higher education art and design courses. *Reflecting Education*, 2(1), 73–84.
- Mecheril, P., & Plösser, M. (2009). Differenz. In S. Andresen, R. Casale, T. Gabriel, R. Horlacher, S. Larcher Klee, & J. Oelkers. (Hrsg.), *Handwörterbuch Erziehungswissenschaft* (S. 194–208). Weinheim: Beltz.

- Pfreundschuh, W. (o. J.): Selbstunterwerfung. https://kulturkritik.net/begriffe/begr_txt.php?lex=selbstunterwerfung. Zugegriffen: 3. Febr. 2018.
- Rothmüller, B. (2010). BewerberInnen-Befragung am Institut für bildende Kunst 2009. Endbericht. Im Auftrag der Akademie der bildenden Künste Wien, AG Antidiskriminierung.
- Said, E. W. (2003). *Orientalism*. London: Penguin Books (Erstveröffentlichung 1978).
- Saner, P., Vögele, S., & Vessely P. (2016). Schlussbericht Art.School.Differences. Researching Inequalities and Normativities in the Field of Higher Art Education. Zürich. https://blog.zhdk.ch/artschooldifferences/files/2016/10/ASD_Schlussbericht_final_weverlinkt.pdf. Zugegriffen: 3. Febr. 2018.
- SBFI (2013). Bundesprogramm Chancengleichheit von Frauen und Männern an den Fachhochschulen. Bern: Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation. https://www.sbf.admin.ch/dam/sbf/d/dokumente/konzeptionelle_grundlagenfuerdiejahre2013-2016.pdf. Zugegriffen: 3. Febr. 2018.
- Seefranz, C., & Saner, P. (2012). Making Differences: Schweizer Kunsthochschulen. Explorative Vorstudie. Zürich. https://blog.zhdk.ch/artschooldifferences/files/2013/11/Making_Differences_Vorstudie_Endversion.pdf. Zugegriffen: 3. Febr. 2018.
- Spivak, G. C. (1988). Can the subaltern Speak. In C. Nelson & L. Grossberg (Hrsg.), *Marxism and the interpretation of culture* (S. 271–313). Urbana: University of Illinois Press.
- Thompson, C. (2004). Foucaults Zu-schnitt von Kritik und Aufklärung. In L. A. Pongratz, M. Wimmer, W. Nieke, & J. Masschelein, J. (Hrsg.), *Nach Foucault. Diskurs- und machtanalytische Perspektiven der Pädagogik* (S. 30–49). Wiesbaden: Springer VS.
- Vögele, S., Saner, P., & Mörsch, C. (Hrsg.) (i. E.). *Inklusion. Exklusion. Künste. Textsammlung zu Ungleichheiten und Normativitäten an Kunsthochschulen – Penser l'inclusion et l'exclusion dans les arts. Recueil sur la normativité et les inégalités dans l'enseignement artistique*, (Bd. 5). Bern: Lang.